

PFLEGE ALS LIEBESDIENSTLEISTUNG

Esther Fischer-Homberger

(Referat am SBK/ASI-Kongress „Die Pflege der Zukunft – die Zukunft der Pflege“, Basel
25. Und 26. Juni 1998, geringfügig modifiziert)

Hat Krankenpflege mit Liebe etwas zu tun? Die Selbstverständlichkeit, mit der diese Frage lange bejaht worden ist, hat sich verloren. „Welten“ liegen, wie es in den einleitenden Worten zu diesem Kongress heißt, „zwischen gestern und heute“, zwischen der Pflege als Liebesdienst und der Pflege als Dienstleistung.

Aber was ist denn ‘Liebe’? Eine Beziehung, die sich aller Definition entzieht? Jedenfalls hat sie mit Verbundenheit, Emotion, Gefühl, kreativer Potenz zu tun. Eros, im griechischen Mythos die Gottheit der Liebe, war ursprünglich nicht ein fettes, mit einer harmlosen Zierwaffe ausgerüstetes Puttchen, sondern das gewaltige schaffende und zeugende Weltprinzip, das aus dem Urkern allen Seins, dem Weltei, als allererstes in die kosmische Leere hervorsprang.

Damit hätte nun also die ‘Pflege’, verstanden als Dienstleistung mit Anspruch auf angemessene Bezahlung (Stichwort Leistungslohn) nichts mehr zu tun. Sie ist, so verstanden, Teil des dritten, des tertiären Wirtschaftssektors. Als solcher produziert sie vergleichsweise arbeitsintensiv und standortgebunden eine „an Personen gebundene nutzenstiftende Leistung“ – ich zitiere den großen Brockhaus – ein immaterielles ‘ökonomisches Gut’, gekennzeichnet durch „mangelnde Dauerhaftigkeit und Lagerfähigkeit“.

Ein Gespräch, ein Blickwechsel, lebendige Beziehungen als ökonomische Güter? ‘Lohnt’ Pflege sich immer? Soll sie sich lohnen müssen? Und wenn ja, innerhalb welches Zeit-, Raum- und Bewusstseinshorizonts? rWas leistet die Pflege, was ist das Produkt ihrer Arbeit? Gesundheit, Prophylaxe – im Schatten der Medizin? Wohlbefinden – im Schatten des Gastgewerbes?

Aber mit dem älteren Verständnis der Krankenpflege als Lebensweise im Schatten des Marktes, als Liebeswerk, philanthropisches Projekt und Ausdruck der Berufung zur Zuwendung und Kreativität in der Beziehung ist einem auch nicht wohl. Kann, darf denn professionell geliebt werden? Wenn ja: wo ist dann die Abgrenzung zum Verkauf von Liebe gegen Geld, zum Liebesdienst, zu Prostitution und Bestechung? Und gibt es nicht auch Aggressionen gegen Kranke? Wäre emotionsnahe Pflege gerecht?

Wo es um Geld geht, wird es offenbar schwierig. Liebesdienst und Dienstleistung sind ein konfliktreiches Paar. Und doch scheint die Pflege beides zu umfassen.

An dieser Stelle ist es hilfreich, zweierlei Arten von Ökonomie zu unterscheiden – die Marktökonomie und die Geschenk-Ökonomie. Wer heute von Ökonomie, von Wirtschaft redet, denkt gewöhnlich ausschließlich an die Marktwirtschaft. Im marktwirtschaftlichen Denken hat das Geschenk höchstens als Werbegeschenk einen Platz. Ansonsten ist es einfach etwas, was man ‘gratis’ gibt oder bekommt (gratis, „um den bloßen Dank“, von lateinisch ‘gratia’, der ‘Dank’). Das Konzept der Geschenkökonomie haben EthnologInnen zuerst herausgearbeitet – (eine klassische Schrift dazu ist zum Beispiel der „Essai sur le don“, 1950 – deutsch „Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften“). Sie haben ‘im Feld’ Kulturen, Wirtschaftssysteme angetroffen, innerhalb derer das Geschenk im Wertaustausch die zentrale Rolle spielt, während Käufe und Verkäufe eher am Rande, auf den Märkten, im Austausch mit Fremden, getätigt werden. Soweit diese Systeme gut funktionieren, leben sie mit einer ständigen Zirkulation von Gaben. Das Geschenk ist für sie nicht das, wofür man nichts bekommt oder nichts zahlen muss, sondern das, was von anderswoher zurückkommt und was einen verpflichtet, seinerseits wieder zu schenken und zu teilen. Das Gleichgewicht der Geschenkökonomie beruht auf dem Vertrauen, der Überzeugung und der Erfahrung, dass Geschenke irgendwie zurückkommen. Wer im Rahmen der Geschenkökonomie gibt, bekommt auch wieder – wer viel zu essen hat, verschenkt und lädt zum Essen ein, und wenn er/sie hungert, wird mit ihm/ihr wieder geteilt. Lebensmittel, Dinge, die ein unmittelbares körpernahes Bedürfnis stillen, eignen sich besonders als Geschenke, gerade auch weil sie nicht gehortet werden können, nicht lagerfähig sind. Der Inbegriff eines Geschenks ist das Getränk, das zum Trinken Eingeschenkte. Als Grundbedeutung des Verbs ‘schenken’ gilt ‘schief halten’. Schief hält man das Gefäß, aus dem man jemandem zu trinken gibt, und ein solches Zu-Trinken-Geben ist eine emotions- und körpernahe Beziehungs-Tätigkeit. Das Austauschsystem von Geschenkkulturen umfasst nicht nur Menschen, sondern auch die Pflanzen und Tiere der Umgebung, die Erde und die Luft, die als beseelt erlebte Natur überhaupt. Wenn der erste Schluck Wein auf die Erde, welche die Rebe hat sprießen lassen, gegossen wird und dem Walde die Knöchelchen der Tiere zurückgegeben werden, die er geschenkt hat, geschieht das nicht aufgrund der rechnerischen

Rationalität der Düngung oder des Recycling, sondern aufgrund der emotionalen Rationalität des Dankes.

Die Geschenkökonomie bemisst den Wert eines Geschenks nicht nach einem Marktwert, sondern nach den zwischenmenschlichen Umständen, unter denen es gegeben und angenommen wird. Geschenke bedeuten etwas, was beide, Schenkende und Beschenkte, be-friedigt. Auf den Aggregatzustand von Geschenkten kommt es nicht in erster Linie an. Verdurstenden wird reale Flüssigkeit ein-geschenkt, FreundInnen ein mehr spirituelles Glas Wein. Winzige markt-wertlose Geschenke können einem unerhört teuer, können 'Schätze' sein. Geschenke binden, sie stiften Gemeinschaft und sind nur im Rahmen von Bindungen möglich. Geschenke sind nichts Abstraktes, Neutrales, wie das Geld des Marktes, sie haben etwas Emotions-, Körper-, auch Familiennahes. Menschen, die durch Geschenke miteinander verbunden sind, erleben ihre Gemeinschaft oft fast wie eine Familie oder einen einzigen Körper – Liebende werden 'ein Fleisch und ein Blut', schenken einander ihr Herz, geben sich einander hin. Darum kann und darf man auch nicht alle Geschenke annehmen – von Unbekannten lässt man sich nicht ohne weiteres etwas schenken, von manchen Leuten lässt man/frau sich lieber nicht zum Kaffee einladen. Märchen und Sagen wissen, dass man nicht mit den Toten speisen darf, wenn einem das Leben lieb ist, und dass man mit dem Annehmen von Elfengeschenken sehr vorsichtig sein muss. Geschenke, die nicht ebenso gut angenommen wie gegeben werden, können Neid, Schuld, Aggressionen hervorrufen und Beziehungen stören, sogar sprengen.

Darum wirkt es immer wieder befreiend, wenn man etwas einfach bezahlen kann. Die Marktökonomie erlaubt es, für ein – materielles oder immaterielles – Gut einen bestimmten Preis festzusetzen und etwas ohne Ansehung der Person gegen Geld zu kaufen, zu besitzen und darüber zu verfügen. Die Beziehung zwischen Kaufenden und Verkaufenden kann sich auf einen Maus-Klick beschränken, wer für etwas bezahlt hat, ist marktökonomisch gesprochen niemandem mehr etwas schuldig. Das kann sehr angenehm sein, autonomisierend wirken und Entfaltungen ermöglichen, die engere Bindungen nicht erlauben.

Das psycho-soziale Bild von geschenkökonomisch und marktökonomisch organisierten Systemen ist sehr verschieden. Die Geschenkökonomie spielt in kleineren, beschränkten Gemeinschaften, die einem in sich geschlossenen Ökosystem gleichen. Die Marktökonomie hingegen kann global funktionieren, eine Art von Weltmaschine aus einer unbeschränkten Anzahl von isolierten, spezialisierten Teilchen, die alle nur gerade ihr individuelles Interesse vertreten müssen. „Private vices, public benefits“ – des einzelnen Laster, der Allgemeinheit Gewinn – heißt eine Schrift des Arztes Bernard de Mandeville von 1714. Mandeville betrachtete, so berichtet der Brockhaus, „den menschlichen Egoismus als Grundlage wirtschaftlicher Prosperität“. „Seine These, dass durch Zusammenspiel egoistischer Einzelinteressen ein höchster Gesamtnutzen erzielbar sei, wurde beispielhaft für die klassische Schule der Nationalökonomie“.

In der ökonomischen Praxis findet sich wohl immer beides, Geschenk- und Marktbeziehung, allerdings verschieden gemischt je nach Kultur, Subkultur, Zeit und Lebenssituation. In unserer zunehmend und nachgerade total marktwirtschaftlich organisierten Kultur findet man geschenkökonomische Nischen vor allem an frauen-, körper-, religions- und emotionsnahen Orten – in Familien, Nachbarschaften, Freundeskreisen und in lehrenden, heilenden, helfenden Berufen – zum Beispiel in der Krankenpflege.

Diese wurzelt ja auch historisch tief in geschenkökonomisch organisierten – kirchlichen – Gemeinschaften. Ihre Ahn-Geschwister sind die mittelalterlichen Ordensbrüder und -schwestern (wobei die Familie das Modell für die Gemeinschaft liefert). Diese Schwestern konnten sich lange um Gottvaters Lohn – um ein ‘Vergelt’s Gott’ – den Armen und Kranken zuwenden, ohne deswegen den sozialen Absturz befürchten zu müssen. Denn als Angehörige einer klösterlichen Gemeinschaft wurden sie ernährt, gekleidet und versorgt. So wurde ihnen im Namen Gottes gelohnt, was sie dem geringsten ihrer Mitmenschen taten, da sie es ja in der Vision der Zeit Christus selbst, ihrem himmlischen König, getan hatten (Matth. 25, 40).

Es gibt aber keine soziale Struktur und keine Denkweise, die nicht ihre Schatten wirft, und die nicht in den Dienst der kalten Macht treten könnte. Natürliche wurde im Schosse kirchlicher Wohltätigkeit auch gelogen, ausgebeutet, ausgegrenzt und in

die eigenen Tasche gearbeitet. Die Reformation hat das alles ja scharf kritisiert. Und selbst wenn das nie der Fall gewesen wäre: Geschenkökonomie beschränkt den Kreis der Beteiligten. Manche gehören dazu, andere nicht. Versucht die Geschenkökonomie, niemanden auszuschließen, ist sie bald ausgeblutet und ausgebrannt, fühlt sich schuldig und wird aggressiv. Hinter manchen Ausgegrenzten vermuteten die Treuhänder von Gottes Güte nicht Christus, sondern den Satan. Zudem konnte sich die Idee, dass Gott die guten Taten lohne, zur Billiglösung des Armutproblems verkehren, und die Frei-willigkeit des Schenkens zur Will-kür. Die Caritas konnte revisionsbedürftige Systeme stabilisieren. Liebe kann zur Maske werden. Auch im Zusammenhang mit der Pflege kann das passieren.

Auf solchem Hintergrund wirkte die mit der Industrialisierung einhergehende bürgerliche Marktwirtschaft mit ihrer Beziehungsrationalität und ihren festen Preisen erlösend, gerecht und befreiend. Sie versuchte, mit Fleiß, Vernunft und Geld das Leben schon vor dem Tode zu verbessern. In der Neuzeit löste sich die Medizin von allen kirchlichen Bindungen und suchte sich naturwissenschaftlich zu begründen. Sie verhieß nicht Heil, sondern Gesundheit, das alte Hospital wandelte sich zum Spital, zur Fabrikationsstätte von medizinischem Wissen und Gesundheit. Die Klosterschwester wurde zur medizinischen Hilfskraft. Im Zuge der Professionalisierung wandelte sich die Berufung zum Beruf. Die 'professio', ursprünglich definiert als 'öffentliches Bekenntnis' (zum Beispiel zu einem Gewerbe), wurde zur professionellen Tätigkeit, definiert als „Muster spezialisierter Tätigkeiten, das zum Zwecke der (materiellen) Bedürfnisbefriedigung von Menschen übernommen wird.“ Das Honorar (von lateinisch 'honor', 'Ehre') wird zum 'Salär' von lateinisch 'salarium' 'Sold' („eigentlich 'Salzration für Beamte und Soldaten', zu sal, 'Salz'“).

So wurden die Heilberufe Teil übergeordneter Marktökonomien, eine Entwicklung, die bis heute nicht abgeschlossen ist.

Sie sind als körper-, emotions- und beziehungsnahe Berufe, die in der Beziehungsarbeit ihre eigene Befriedigung finden können, der Geschenkökonomie jedoch weiterhin mehr verpflichtet geblieben als vielleicht die Arbeiter oder

Fabrikanten. Noch lange haben sich Ärzte – meist Männer – weniger als bürgerliche Unternehmer oder Angestellte erlebt denn als Angehörige eines besonderen 'Ärztestandes' und pflegten ein entsprechendes Selbstbild, entsprechende Ehrhaftigkeit und Autoritätsanspruch. Ebenso haben die Pflegenden – meist Frauen – noch lange Spuren einer Ordenszugehörigkeit behalten. Die Pflegenden sind, verglichen mit den Ärzten, sogar weniger rasch aus der geschenkökonomischen Organisation heraus und in die Marktökonomie eingetreten. Das hat verschiedene Gründe. Nicht nur haben die Ärzte schon historisch noch andere Wurzeln als die Krankenpflege, es hat die Idee der Professionalität selbst wohl mehr mit männlichen als mit weiblichen Traditionen zu tun. Als eigentlicher Beruf der Frau ist über Jahrhunderte immer wieder die Gattinnen- und Mutterarbeit deklariert worden und der Dienst am Werk des Mannes. Die Krankenpflege ist als früher Frauenberuf denn auch zunächst als eine Art von bezahlter Gattinnen- und Mutterarbeit konzipiert gewesen (englisch 'nurse' bedeutet auch 'die Amme') – ähnlich wie der Beruf des Dienstmädchens, der Gouvernante, der Näherin, der Schauspielerin – und der Prostituierten. „A professional“, englisch der Berufs- und Fachmann, der Gelehrte, hieß, auf eine Frau angewendet, lange keineswegs 'die Fachfrau' oder 'die Gelehrte'. „Von Damen gesagt“, heißt es im Langenscheidt-Wörterbuch von 1909, „bezeichnet es sie als öffentliche Sängerinnen, Künstlerinnen &c“ – a 'professional beauty' zum Beispiel ist eine „öffentlich auftretende Schönheit (Sängerin &c)“. Im französischen Langenscheidt heißt es noch 1979 unter „professionel“ im Maskulinum „Fachmann“, allenfalls „Einbrecher“, in der Industrie „Facharbeiter“, „la professionnelle“ im Femininum aber bedeutet „Dirne“ und „Strichmädchen“.

Damit war die Professionalisierung der Pflege von vornherein assoziiert mit der Unterordnung unter männliche, zum mindesten medizin-wissenschaftliche, organisatorische, ökonomische, staatliche, allenfalls sogar sexuelle Verfügungsmacht. Das war in gewissem Sinne ein Abstieg gegenüber der direkten Verpflichtung gegenüber Gott, dem Dritten, was hinter den Armen und Kranken vermutet wurde, und eine verschärfte Abhängigkeit. Die geschenkökonomische Organisation konnte der Pflege eine Unabhängigkeit bieten, die ihr der Markt nicht bieten kann. Pastor Fliedner und seine Frau Frederika (geborene Münster) wussten das, als sie 1836 die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein

gründeten.

Mit Trachten und Hauben markierte die 'Schwester' ihre fortdauernde Verhaftung in der Geschenkökonomie und bis vor 2-3 Generationen haben doch 'Schwestern' – in Tracht – bei der Bahn, in manchen Läden und bei vielen Veranstaltungen allerlei Vergünstigungen genossen. Mit der Beibehaltung des Titels 'Schwester' markierte die pflegende Frau gleichzeitig scharf den Unterschied zwischen bezahlter Liebestätigkeit und Prostitution.

Zunehmend wurden aber im Zuge der Kolonialisierung und der Industrialisierung geschenkökonomische Organisationen marktwirtschaftlich ausgebeutet – auch der Raubbau an den eigenen Kräften konnte sie davor nicht retten. Verschränkt damit, kam es im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer ausgesprochenen „Feminisierung“ der Geschenk-Ökonomie. Während sich die Männer zunehmend den Werken der Vernunft zuwendeten und an den Realitäten des Marktes orientierten, wurden Frömmigkeit und Liebe zur Frauensache – die Pflegenden sollten lieber dienen als verdienen, konnte ein Vertreter der Ärztesgesellschaft noch vor wenigen Jahren schreiben. Als Partnerinnen, Mutterfiguren und Schwestern sollten Frauen nun in intimere Bereiche bleiben und ihrer ehrbaren Beziehungs- und Nährarbeit niemals um des Geldes willen nachgehen. Je mehr aber im Zuge der Industrialisierung der Markt zur beherrschenden ökonomischen Organisation und das Geld zum Inbegriff aller Werte wurde, büsste der unter- und unbezahlte Beruf, büsste das Ehrenamt an gesellschaftlichem Ansehen ein und wurde entsprechend zunehmend ausgebeutet. Mehr und mehr geriet das beziehungsgesteuerte Einspringen da, wo jemand oder etwas fehlt, in den Verruf des Lückenbüßens. Bezogenheit wurde isoliert betrachtet und damit ihres Wesens entkleidet. Die Marktökonomie – noch immer und neuerdings wieder verstärkt dem Evolutionismus des 19. Jahrhunderts verpflichtet – begreift den Sieg im Kampf ums Überleben als Zeichen höherer Entwicklung. Sie betrachtet, was dient, als schwach, und was herrscht, als höherwertig.

Der Krankenpflege bleibt also, und heute mehr denn je vorher, nichts anderes übrig als sich mit der Logik des Marktes auseinanderzusetzen. Das schwache Geschlecht muss in die Hosen. Das kann auch auf neue Ideen bringen und zwingt dazu, alte neu zu formulieren.

Klar wird dabei, dass das marktwirtschaftliche Kleid der Krankenpflege kein

idealer Ersatz ist für die alte Tracht. Es steht ihr nicht recht und gefällt ihrer kranken, von ihr abhängigen Kundschaft nur so halb. Es ist ihr in gewisser Hinsicht unbequem und dysfunktional, im schlimmsten Fall ein Nessos-Gewand, wie es (getränkt mit dem vom Siegespfeil vergifteten Blut des Rivalen) im Mythos die Haut des Helden Herakles zerfraß und verbrannte. Es entstammt der ManagerInnen- und Stewardessenmode, ist dem Leben in der Atmosphäre des Profits angemessen, ein den Frauen zugestandenes Analog einer Uniform und Rüstung, im Kampf ums Dasein zu bestehen. Die Liebe aber, die selbst-lose Bezogenheit, sieht darin so dumm aus, dass sie vor Scham in den Boden versinken möchte. Aber ähnlich wie das Mittelalter alles theologisch und das 19. Jahrhundert alles naturwissenschaftlich zu verstehen suchte, muss offenbar dieser Zeiten alles marktwirtschaftlich verstanden werden. Wer heute etwas sagen und etwas zu sagen haben will, muss ökonomisch, d.h. nationalökonomisch reden können. Das heißt freilich nicht, dass er/sie deswegen das geschenkwirtschaftliche Bewusstsein verlieren muss.

Es wird wohl für die Zukunft der Gepflegten lebenswichtig sein, dass für die Pflege ein neues, angemessenes Berufskleid gefunden werde, in dessen Schnitt die Regeln der Geschenkökonomie mit berücksichtigt sind. Denn die Pflege ist, wie wir alle, Teil nicht nur des Marktes, sondern auch von Geschenkkreisläufen, in denen nicht geleistet, sondern geschenkt wurde, wo nicht produziert, sondern geboren, nicht bezahlt, sondern wiedergeschenkt und honoriert wird. Wir alle leben vom Geld unserer so genannten Brotgeber, aber auch von Luft und Liebe. Und eine Gesellschaft, in welcher Geschenkökonomie und Marktökonomie miteinander nicht mehr in einer lebendigen Beziehung stehen, verliert ihre Lebbarkeit – im Ganzen und im Einzelnen.

Literaturangaben

Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bdn, 19. Aufl., F.A. Brockhaus, Mannheim 1986-94

Duden: Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Duden Band 7, Bibliographisches Institut Mannheim-Wien-Zürich, Dudenverlag 1963

Hyde, Lewis: The Gift. Imagination and the Erotic Life of Property. Vintage Books, New York 1983